

Der Kulturwert der Sprachreinigung.

Das stand sicher zu erwarten, daß mit dem deutschen Krieg gegen Frankreich und England auch der stillere, aber nicht weniger gerechte Kampf gegen alles Fremde in unserer Sprache vom deutschen Volke in seiner Gesamtheit aufgenommen werde. Ein etwas stürmischer Ausdruck dieser Kampfslimmung war der Vernichtungsanlauf gegen die fremdsprachlichen Geschäftsschilder und die Achserklärung über ein oder das andere mehr unschuldige Fremdwort. Ruhiger und ernster wird die unblutige Fehde in Zeitungen und Zeitschriften geführt, und zwar einhellig auf der ganzen Linie.

Aus der breiten Masse der Kundgebungen im Streite verdienen zwei Schriften besondere Würdigung, schon ihres Urhebers wegen. Der Vorsitzende des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, dem doch die Führerrolle in dem Wort- und Federfeldzug gebührt, hat alsbald nach Ausbruch der französischen Feindseligkeiten ein Flugblatt an alle Deutschen gerichtet, worin er „wider das alte Erbübel der deutschen Fremdtümelei, wider alle würdelose Ausländerei, wider Engländerei und Französelei“ mit starkem Nachdruck aufruft. In der Einleitung steht ein kräftiger Satz, der die tiefere Bedeutung der Sprachreinigung enthält: mit Urgewalt habe sich die Erkenntnis durchgerungen, „daß die unverfälschte Muttersprache des Deutschtums festestes Band, seine vornehmste und stärkste Stütze, seine unerschütterliche Grundfeste sei“. Damit wird der Sprachreinigung mehr als eine äußerlich schöngesetzte Wichtigkeit beigemessen: sie berge einen grundlegenden Kulturwert für das Deutschum in sich. Noch ein zweites ebenso machtvolleres Wort hat derselbe für die Muttersprache unermüdlich tätige Dr. O. Sarrazin im Oktoberheft seiner Zeitschrift als „Kriegsaufruf“ an die Zweigvereine und alle 35 000 Sprachvereinsmitglieder ergehen lassen und sie aufgefordert, sie sollten für die Sprachreinigung „verständig und sachgemäß die eigne Kraft und Tätigkeit einsetzen“. Zur ermutigenden Anfeuerung für die nicht mühselose Arbeit teilt der Aufruf den glänzenden, allseitigen Erfolg, den das erste Flugblatt bereits errungen habe, in drei marktigen Sätzen mit, gleich einer ersten Siegesnachricht aus dem Hauptquartier: es stelle sich die ganze deutsche Presse, und zwar ohne Unterschied der sonstigen politischen Stellung, den Sprachvereinsbestrebungen an die Seite; dann zeige sich das bisher niemals gesehene Schauspiel so vollendeter Einheit eines ganzen großen Volkes, wie Deutschland es bei dem schändlichen Überfall neid- und hasserfüllter Feinde bietet, auch als vollkommene Einmütigkeit in der Abwehr und Zurückweisung alles Fremden und Undeutschen in unserer Sprache; endlich werde jede Versündigung wider den Geist der deutschen Sprache, jede Art von Verwelschung, von Engländerei usw. gerade in diesen

großen Tagen in den allerweitesten Kreisen, bei hoch und niedrig, als eine würdelose Verleidung, als eine Kränkung der innersten deutschen Volksseele empfunden. In diesen beiden wichtigen Kundgebungen der Sprachvereinsleitung sind insbesondere zwei Grundwahrheiten als Leitsätze für die kampf- freudiger gewordene Bewegung kurz aber klar ausgesprochen: die verständige Art und Weise der Sprachreinigung und ihre höhere Bedeutung.

Es lohnt sich der Mühe, beiden Gedanken weiter nachzugehen, zumal da in den Tagesblättern zumeist nur von zweckmäßigen Vorschlägen die Rede ist, wie einzelne Sprachschäden zu heilen seien, ohne daß dabei auf eine vertieftere wissenschaftliche Erörterung über das innerste Wesen der Sprachreinigung eingegangen wird. Neue Gedanken freilich und noch nicht bekannte Gesichtspunkte lassen sich wohl schwerlich auffinden, da bei den bedeutsamen Entwicklungsstufen unserer Muttersprache es nicht an kundigen Rüstern im Streite gefehlt hat, die mahnend und warnend ihre Stimme erhoben, um im einzelnen die richtigen Wege zu weisen.

Zunächst wird der Begriff „Sprachreinigung“ vielfach zu eng gefaßt und nur auf das Fremdwort eingeschränkt. Eine Achtungsliste aller Sprachverderber hat der bekannte Ed. Engel in der Einleitung zu seinem *Lesebuch „Deutsche Meisterprosa“* aufgestellt, indem er in seiner „übergrossartigen“ Schreibart alle die Schriftsteller kennzeichnet, die in seine Sammlung nicht aufgenommen werden konnten: „kein Liebhaber gedankenhaft gesuchten Ausdruckes, kein geistreichelnder Bilderer, kein Prahler mit zusammengerafftem Lesewissen von gestern, kein eitler Auskramer von Brocken aus nicht beherrschten fremden Zungen, kein unverbesserlicher Fremdwörtsler, kein graziöser, d. h. sich künstlich kostbar machender Vornehmtrüber, kein Freund papieren Schwulstes, aber auch kein zügeloser Mißhandler der deutschen Sprache nach den Eingebungen seiner eignen Willkür gehörte in diese Mustersammlung deutscher Meisterprosa. Alle die hier angedeuteten Gebrechen fließen ja aus der schriftstellerischen Unehrhaftigkeit, die unzertrennbar ist von einer Unwahrhaftigkeit im tiefsten Wesen des Schreibers.“ Dieser letzte Satz bildet den Angelpunkt der streitbaren „Stilistik“ desselben Verfassers, und so ganz unrecht möchte er, trotz seiner Schärfe, nicht sein. Am anschaulichsten tritt die Richtigkeit der Beobachtung bei der ansteckend wirkenden Fremdwörterseuche zutage, und das Sprachverderbnis beginnt auch zumeist mit der Fremdwörterlei, die vielfach mit dem bequemen Entschuldigungsgrund bemäntelt wird, die deutsche Sprache könne nicht alles klar und scharf ausdrücken. Die Anklage ist grundsätzlich und ihre Aufrechthaltung müßte nicht nur unsere „reichste“ Muttersprache empfindlich schädigen, sondern damit auch unser ganzes Kulturleben beeinträchtigen; denn daß die Sprache zu den Hauptbestandteilen der Kultur zählt, ja in gewissem Betracht zu ihrer Grundlage gehört, wird allgemein zugestanden, mag auch sonst über den Inbegriff der Kultur Meinungsverschiedenheit bestehen.

Wer den Werdegang unserer Sprache nur einigermaßen kennt — er braucht nicht Friedrich Seilers vier Bändchen über „die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des Lehnworts“ durchgearbeitet zu haben —, weiß, daß vor 1500

Jahren unsere Ahnen sehr viel wichtiges Kultur- und Sprachgut aus der Fremde übernommen haben, die Fremdwörter aber bald ihrer Sprache in Form und Betonung anzugleichen verstanden und so den eigenen, noch notdürftigen Wortschatz durch Lehnwörter zu bereichern wußten. Der doppelt gewinnreiche Vorgang hat sich bekanntlich in der Folgezeit auf ähnliche Weise öfters glücklich wiederholt; viele Fremdwörter sind dadurch, zugleich mit dem Gegenstand ihrer Bezeichnung, deutsches Eigentum geworden, so vollständig, daß nur der sachmännische Sprachkenner über die eigentliche Herkunft Bescheid weiß. Könnten wir denn nicht die Fremdwörter von heute, die vielbeschrien, mit ihrer oft undeutschen Lautgestalt und Lautgebung, einen ähnlichen Entwicklungsgang durchmachen lassen, wodurch sie ihr fremdartiges Aussehen verlieren und sich dem von den Vätern ererbten Naturdeutsch vollkommen einfügen müßten? Wohl gehört die Anpassungsfähigkeit an das Fremde auch jetzt noch zu den Hauptmerkmalen unserer vielseitigen Begabung; ja das leichte Einfühlen in fremdes Wesen und Leben ist infolge der stets wachsenden Erleichterung des Weltverkehrs und der immer zunehmenden Verührung der einzelnen Völker untereinander viel feiner und allgemeiner geworden. Aber die geschickte Fähigkeit der lebendigen Angleichung des Fremden, insbesondere der Fremdwörter, scheint im umgelehrten Verhältnis zu der Massenaufnahme zu stehen; wir übernehmen das Auswärtige, wie wir es finden, wir übersetzen nicht erst, und erwecken den Verdacht, als hätten wir das altgeübte Eindeutschen, das eigentliche Einverleben des Fremden, fast ganz verlernt. Und so hat sich allmählich vielfach eine sog. Mischmaschsprache gehildet, deren schlimmste Folge in dem Fluche jeder bösen Tat besteht, „daß sie fortzeugend immer Böses muß gebären“, indem auch die zu den fremden Wortsämmen gehörigen Ableitungen zum mindesten undeutsche Endungen erhalten und sich so „ein Bildungsdeutsch voll Ausländerei von dem ererbten Naturdeutsch der Väter zu entfernen droht“. Deshalb sind die einzelnen fremden Wörter so gefährlich; es verursachen diese kleinen Sprachkörperchen am Leibe der deutschen Sprache häßliche Pusteln, wie einer unserer besten Sprachkenner es anschaulich ausdrückt. Gegen sie gelte es daher, immerfort auf der Wacht zu sein, damit der Leib nicht erkranke, und hier werde es allezeit heißen müssen: was nicht deutsch ist, muß draußen bleiben oder sich der deutschen Weise fügen. Der Kampf der Sprachreinigung zunächst gegen die wuchernden Fremdwörter, die sich in den Leib der deutschen Sprache einbohren, ist somit für unsere Zeit zur allerhöchsten Notwendigkeit geworden. Wie soll er geführt werden, damit er erfolgreich sei?

„Verständig und sachgemäß die eigne Kraft und Tätigkeit einsetzen“, lautet die Weisung im „Kriegsaufruf“ des Sprachvereins, und sie enthält eine weise Warnung, damit der gute Wille, die Sprache von jedem „Flitterstaat“ zu befreien, nicht zum Übereifer werde, der zumeist mehr schadet als nützt. Gibt es ja doch zugestandenermaßen manche Fremdwörter, die sich nicht leicht durch ein ebenso einfaches und kurzes deutsches Wort ersetzen lassen. Einen Beleg dafür mag gleich die Überschrift dieses Aufsatzes bieten, im Worte „Kultur“ mit seiner noch fremden Betonung, und Schiller als Dichter lehnte es in einem Brief an seinen Freund und Berater Körner (26. März 1790)

rundweg ab mit der kurzen Begründung: „Lateinische Wörter wie Kultur fallen in der Poesie etwas widrig auf.“ Allein die Dichtung muß für die Sprachreinheit viel strenger auf der Warte stehen als die Abhandlung. Fremdwörtern dieser Gattung geben wir stillschweigend, besonders im wissenschaftlichen Verkehr, eine Art Bürgerrecht. Ehrenbürgerrecht könnte man es nennen, mindestens gewähren wir ihnen eine nicht unwillige Gastfreundschaft. Sie ausmerzen wollen, hieße sich an der Kulturgeschichte versündigen, die in vergeistigter Gestalt im Spiegel der Sprache erscheint; ja es glückte überhaupt nicht. Denn die Umdeutschung eines allgemein anerkannten und aufgenommenen fremden Wortes ist dadurch noch lange nicht beweisstellt, daß irgend ein kundiger Wortführer ein neues Ersatzwort prägt; die Hauptsache ist und bleibt, ob die Neuerung in den Sprachschatz übergeht, d. h. ob viele, bzw. das Volk, die sprachliche Umschöpfung als vollwertigen Ausdruck des Gedankens aufnehmen und der Nachwelt als echtes deutsches Sprachgut vererben wollen. Wenn eine Wortbildung, mag ihr Schöpfer noch so hoch im Ansehen stehen, dem gesunden Sprachempfinden des Volkes widerstrebt, wird sie niemals lebensfähig werden; Beispiele aus alter und neuer Zeit zeigen es zur Genüge. Das Sprachgefühl des Volkes also, die sogenannte Volksseele, spielt bei Aufnahme eines neuen Wortes die Hauptrolle, in ganz gleicher Weise, wie sich der Bedeutungswandel eines Wortes vollzieht. „Die Sprache ist eben ein Gefäß, in dem ein Volk all sein Empfinden und Erfahren, seine inneren und äußeren Erlebnisse niederlegt. Sie zeigt uns daher, wie es war und wurde; Sitte und Art längst verklungener Tage tönt uns aus ihr entgegen, und deshalb spiegelt die Sprachgeschichte in scharfen Bügeln den Entwicklungsgang unseres Volkes wider.“ So hat es schon vor anderthalbhundert Jahren der sprachkundige Jesuit Weitenauer in seinem noch heute aus manchem Betracht empfehlenswerten Büchlein „Zweifel von der deutschen Sprache“ (Freiburg i. Br. 1764) dargelegt. Auf die Frage: „Darf man neue Wörter nach eigenem Belieben schmieden?“ antwortet er: „Diese Freiheit wird nicht einmal einem Dichter zugestanden, wieviel weniger einem andern, welcher in ungebundener Rede schreibt.“ Das Volk ist wie Wächter so auch Schöpfer seiner Sprache. Das ist eine von den vielen Binsenwahrheiten auf dem Sprachgebiete. Der „Kriegsauftruf“ des Sprachvereins spricht daher mit Recht von einer Kränkung der innersten deutschen Volksseele durch die Verwelschung oder Engländerei und fordert zum Kampfe gegen die Sprachverderber auf, damit die Volksseele nicht gefälscht werde.

Gegen das massenhafte Heer der entbehrlichen Fremdwörter geht somit zuvörderst der geharnischte Feldzug, bei dem ein jeder, der seine Muttersprache ehrt und liebt, die „eigne Kraft und Tätigkeit einsezet“ soll, damit das kostbarste Erbstück unserer heimischen Kultur uns nicht nur unversehrt und unverfälscht bewahrt bleibe, sondern auch als gesichertes Vermächtnis auf die Nachfahren sich weiterpflanze.

Eine besonders grobe Unart von Fremdwörtelei drohte sich unter der Maske des vornehmen Tones bei uns einzuschnüggeln, indem die Eltern ihren Kindern deutsche Namen in französischer oder in englischer Umbildung gaben. Diese ebenso geschmacklose wie unverständige Unsitte hat am kürzesten und treffendsten der

österreichische Dichter Ottokar Kernstock in einem Gedicht über die verschiedenen Umformungen des Namens Elisabeth gebrandmarkt:

„*Lisette!* — *psui,* wer wollte sich erfreuen,
Verwelscht ein deutsches Mädelchen anzusprechen!“

Dagegen dürfen Namen der alten kirchlichen Heiligen, die nicht deutschen Ursprungs sind, keineswegs als Fremdwörter angesehen werden, es sind vielmehr ehrwürdige Denkmäler und Zeugen unserer christlichen Kultur; sie vermeiden wollen, etwa im Übereifer, beweise daher eine weniger edle Absicht, als in der Reinigung der Sprache von den fremden Schmarotzern liegt. An einer verständigen Sprachreinigung mitzuarbeiten, ist des Schweßes der Edlen wert, gilt insbesondere für jeden Gebildeten, dessen Beruf es ist, auf andere einzuwirken, als eine ernste Verpflichtung, als wichtige Kulturarbeit.

Doch wieviel Mühe und Arbeit ist schon seit Jahrhunderten in Wort und Schrift zur Entfernung dieses häßlichsten Zopfes verschwendet worden! Eine übersichtliche Zusammenstellung müßte ein umfangreiches Schriftwerk füllen, und neue Beweggründe zu seiner vollständigen Beseitigung lassen sich schwerlich mehr gewinnen. Vielleicht nützt es noch etwas, statt einer weitläufigen und doch wenig fördernden Darlegung den erprobten Rat eines Schriftstellers zu hören, der, wie es scheint, sich selbst von dem Fremdwörterausatz geheilt hat. In seinen „Lachenden Wahrheiten“ hat R. Spitteler „Zur Fremdwörterfrage“ zunächst die letzte Ursache aufgedeckt, der die Mehrzahl der Fremdwörter ihre Aufenthaltsbewilligung in der deutschen Sprache verdannt: Es sei keineswegs, wie die Gegner glauben machen wollten, ein logisches Bedürfnis, eine Begriffsnot, eine Wortarmut, sondern die schmähliche, abgeschmackte Prahlsucht. Um sich davor zu bewahren, möge jeder zwei Proben an sich selbst anstellen. „Schreibt ein Leser selbst“, so leitet er die erste Probe ein, „so versuche er es einmal, Neugier halber, einen seiner rasch hingeschriebenen Aufsätze nachträglich von allen Fremdwörtern strengstens zu reinigen.... Vergleicht er dann den solchermaßen veränderten Aufsatz mit dem früheren, ursprünglichen, so wird er zu seiner mehr oder weniger großen Überraschung unschwer den Eindruck erhalten, daß der letztere nicht bloß sauberer, sondern zugleich vornehmer, klarer und eignertümlicher, ich meine, die Ansichten und den Charakter des Verfassers treuer widerspiegeln, lautet. Das kommt daher, daß die Fremdwörter Gemeinplätze sind, Redensarten, aber nicht Gedanken bedeutend, und mindestens drei bis vier ähnliche, doch verschiedene Begriffe verschwommen bezeichnend.“ Als Schlußfolgerung ergibt sich dem Verfasser der einleuchtende Satz, „daß eine mit Fremdwörtern gespickte Schreibart schwerlich eigenartig und ursprünglich sein werde“. Der zweite Versuch wird dem empfohlen, der selbst nicht schreibt. Er solle einmal aufs Geratewohl einige deutsche Bücher aus den letzten Jahrhunderten oder auch Jahrzehnten auf ihren Wortschatz prüfen, wobei er wohl vieles finde, was heutzutage nicht mehr gebräuchlich ist. Da bleibe der Gesamteindruck des außer Gebrauch gesetzten deutschen Wortschatzes derjenige der Kraft und Ursprünglichkeit, etwa einmal auch der Unbeholfenheit, doch nicht derjenige des Alters und des Moders. Sobald dagegen ein einziges nunmehr abgetanes Fremd-

wort ins Auge steche, nehme sich dasselbe so über die Maßen wunderlich aus, daß wir hell auflachen müßten. Daraus folgert Spitteler seine zweite Hauptwahrheit: „Wer ohne jedes Bedenken oder gar mit Behagen Fremdwörter in seinen Stil sät, wird zwar bei seinen Mitlebenden möglicherweise den Schein hervorragender Schulbildung gewinnen, dafür aber ohne jeden Zweifel bei der Nachwelt das Urteil der Barockheit eintauschen; und zwar, wohlverstanden, bereits bei der nächsten Nachwelt, denn Fremdwörter veralten unglaublich rasch, kaum weniger rasch als die Mode, weil an die Stelle der einstigen Lieblinge andere gesetzt werden.“

Außer der „abgeschmackten Prahlsucht“ mag sich auch zu geringe Kenntnis des unerschöpflichen Reichtums unserer Muttersprache oder Mangel an Übung im reinen Deutsch, also geistige Blutarmut, manchmal als Krankheitsursache für die ansteckende Fremdwörterpest finden. Dagegen hilft nur die kräftige geistige Nahrung der Belehrung und Übung. Bedenfalls ist jetzt die rechte Zeit geistiger Frische gekommen — der Krieg wird als sittlicher Erneuerer aufgefaßt —, wo wir auch die letzten Spuren von knechtischer Abhängigkeit dem Ausland gegenüber, die noch aus den am tiefsten erniedrigten und schmähesten Abschnitten der deutschen Geschichte stammen, vertilgen müssen zu Nutz und Frommen unseres Volkstums. Denn Gottfried Keller sagt mit Recht:

„Volkstum und Sprache sind das Jugendland,
Darin die Völker wachsen und gedeihen.“

Aber der Kampf gegen das Fremdwort ist nicht das letzte und höchste Ziel der Sprachreinigung. Eindringen in den Geist der deutschen Sprache, ihm nachzuhülen bis in das leiseste Wehen seines Wesens müssen wir immer mehr lernen, „und aus unserer Erkenntnis die Lehren ziehen, die der Sprache frommen, die sie immer vollkommener machen, immer geschickter zum eng sich anschmiegenden Ausdruck echt deutschen Wesens“. Der Wortschatz allein macht nicht das Wesen der Sprache aus, vielmehr der Geist, der in ihr Gestalt gewinnt. Auch hier gilt unseres Dichters Wort: Der Geist ist es, der sich den Körper baut.

Eine Sprache wird um so mehr ihrem letzten Zweck gerecht, je vollkommener sie den ganzen Reichtum der Kultur im weitesten Umfange des Wortes auszudrücken vermag und je klarer und reiner sie jeden Fortschritt im Leben und Streben eines Volkes auszuprägen imstande ist. Und darin eben liegt der Hauptvorzug der deutschen Sprache, daß sie in geradezu unbegrenzter Mannigfaltigkeit des Ausdruckes, aber besonders in Wortbildung und Wortzusammensetzung einfach hin unerschöpflich sich erweist und so jedes sprachliche Bedürfnis vollauf befriedigt.

Der bereits erwähnte Gelehrte Weitenauer stellt diesen Reichtum unserer Sprache geistvoll so dar, daß er das Deutsche mit dem ebenfalls bevorzugten Griechischen vergleicht. Er schreibt: „Unter andern Ähnlichkeiten, welche das Deutsche mit dem Griechischen hat, ist die edle Geschicklichkeit, die Wörter miteinander auf das glücklichste zu verbinden: welches nicht nur eine besondere Zierlichkeit und Kürze verursacht, sondern auch die Deutlichkeit sehr befördert und den Reichtum des Sprachschatzes unendlich vermehrt. Wohin wir immer die Augen wenden, sehen

wir Blumen von dieser Gattung.“ Dann führt der Verfasser hübsche Beispiele aus der neuen Sprache und selbst der „uralten Theatrica“ an und fährt in seinem Vergleich also fort: „Dürfte man nicht zweifeln, ob es hierinnen die Deutschen den Griechen nicht bevor tun? Ihre Tragödie, Komödie, Epopöe, welche Namen uns auch im Deutschen bekannt sind, heißen auß genaueste ein Bocklied, ein Dorflied, eine Versarbeit. Um wieviel deutlicher werden diese Gedichte bestimmt, da wir sie ein Trauerspiel, ein Lustspiel, ein Heldengedicht nennen? Wie würde nicht ein Griech schwören müssen, wenn er unser Schießpulver, Schlittschuh, Hafenherz . . . henkermäzig, und hundert dergleichen, in seiner Sprach durch ein einiges Wort vorstellen sollte!“ Die Auffassung ist groß und würdig.

Daher stammt auch der schöpferische Geist unserer Sprache. Wer sie braucht, muß sie für seine Absichten umgestalten, sei es in den Abstufungen der Wortgebilde oder in neuen Zusammenstellungen und Wendungen. Fichte hat diese überreiche Schöpferkraft seiner Muttersprache in der vierten und fünften seiner Reden an die deutsche Nation anschaulich dargelegt. Man kann es als wahren Grundsatz gelten lassen, daß französisch sprechen eine sinnreiche Anwendung vorliegender Sprachmittel sei, deutsch reden aber Gedanken schaffen heiße. So hat Leibniz mit Recht die Eigentümlichkeit der deutschen Sprache darin gesehen, daß sie ein Prüfstein für die Echtheit eines Gedankens sei. Vielleicht erklärt sich daher auch der Hang der sog. Durchschnittsbildung zur bequemeren Ausländerei und das Verführerische der scheinbar blendenden Lebendigkeit des Französischen besonders für junge Leute.

Sicherlich aber hat der Altmeister Goethe mit seinem feinen Sprachgefühl einen bekannten Satz: „Die Muttersprache zugleich reinigen und bereichern ist das Geschäft der besten Köpfe“, in dieser Auffassung des Deutschen verstanden, wie es aus seiner weiteren Darlegung mit Bestimmtheit erhellt, indem er sagt: „Es gibt viele Arten von Reinigung und Bereicherung, die alle zusammengreifen müssen, wenn die Sprache lebendig wachsen soll. Poesie und leidenschaftliche Rede sind die einzigen Quellen, aus denen dieses Leben hervordringt, und sollten sie in ihrer Heftigkeit auch etwas Bergschutt mitführen, er setzt sich zu Boden und die reine Quelle fließt darüber her.“ Sonach zeigt sich der Geist einer Sprache in der Denkweise, die dem ganzen Sprachkörper und seinen einzelnen Gliedern das Leben gibt, in der Besonderheit der verschiedenartigen Sprachmittel, des Satzbaues, der Unter- und Überordnung der Gedankenverbindungen, kurz, all der Feinheiten, wie sie eine wohlberatene Stillehre vermittelt. Ist dieser Geist der Sprache getrübt, dann wird ihr innerstes Leben ernstlich gefährdet.

So war es zur Zeit der beschämendsten Erniedrigung unserer Muttersprache im 16. und 17. Jahrhundert, wo die schmähliche Fremdherrschaft des französischen Geistes zugleich mit der deutschen Sprache auch alle heimische Art und Sitte bedrohte. Nicht das tote Latein mit seinem künstlichen Scheinleben in den humanistischen Gelehrten Schulen war der gefährliche Feind, vielmehr galt damals der Kampf aller Vaterlandsfreunde, die sich in den Sprachgesellschaften zusammientaten, dem mächtigen Gegner im Nachbarvolle mit seiner weltbeherrschenden Macht eines glänzenden Hoses und einer feingebildeten Gesellschaft.

Das bezeugt am augenscheinlichsten ein Dichter aus jener entarteten Zeit der französischen Knechtung, der selbst als „deutscher Horaz“ in der Sprache Latiums dichtete, aber trotzdem den deutschen Geist bewahrte und manhaft verteidigte. Es sei der Kürze halber nur ein oder die andere Strophe seiner Ode „An die Deutschen“ erwähnt, die Herder so kraftvoll übersetzt hat:

„Unsere Väter, o Deutschland, meine Sorge,
Waren nicht, was wir jetzt sind. Dies der Vorwelt
Biedere Sitten und präge deiner Jugend
Sie ins Gemüt ein!“

Und du Deutscher allein willst deine Mutter,
Aus der Fremde gelehrt, französisch grüßen?
O spei aus, vor der Haustür spei der Seine
Häßlichen Schlamm aus!

„Rede deutsch, o du Deutscher! Sei kein Künstler
In Gebärde und Sitte. Deine Worte
Sei'n wie Felsen, wie unerschütterliche
Felsen der Wahrheit!“

Wie Balde gedacht und gefühlt hat, so meinten es seine deutschen Ordensgenossen jener Tage insgesamt. Gewiß, in den Schulen waren sie nach dem Beispiel aller damaligen Unterrichtsanstalten gehalten, Latein sprechen zu lehren und es selbst zu üben sowohl in gebundener als auch ungebundener Rede; auf der Kanzel dagegen und im Verkehr mit dem Volke vor der Öffentlichkeit, nicht selten auch mit der gelehrten Feder waren sie deutsch aus ganzer Seele, sicher niemals Förderer des undeutschen Wesens in Sprache und Sitte oder feindliche Verächter des vaterländischen Geistes, wie mißverstandene Deutung oder überkommene, sich vererbende Unkenntnis ihrer Geisteswerke vielfach glauben machen will. Es genügt, an einige der bekannteren Namen zu erinnern. Die „Trutz-nächtigall“ des P. Spe ist nicht bloß ihres dichterischen Gehaltes wegen die einzige würdige Vertretung ihrer Gattung aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, auch die Sprache offenbart das seine Gefühl des frommen Sängers sowie seine von Opitz unabhängigen und selbständigen metrischen Forderungen. Ja, Spe übertrifft den gleichzeitigen Verfasser des Büchleins „Von der deutschen Poeterei“ insofern weit, als seine Gedichte auch in Form und Sprache als wahre Muster gelten können, während Opitz in der äußeren Gestaltung seiner Verse kein Meister war. Zwei Jahrzehnte später hat sich ein anderer Jesuit im Prosa-Stil einen Namen gemacht durch die Reinheit seiner Sprache. P. W. Staudacher würde heute zu den unerbittlichsten „Puristen“ gerechnet werden, mit seinen Grundsätzen sowohl als auch in deren strengster Durchführung. Er eifert gegen die „Deutsch-Verderber“, die den Reichtum ihrer Muttersprache nicht kennen, und er braucht selbst in seinem Genovesa-Büchlein, der ersten deutschen Wiedergabe der Legende, kein eigentliches Fremdwort. Auch seine späteren Kanzelreden, die er als Hosprediger in Innsbruck gehalten hat, zeichnen sich durch ihre reine und „zierliche“ Sprache aus. (Räheres

darüber in der Zeitschrift des Allg. deutschen Sprachvereins 1913, 101 ff.) Als dritter Vertreter des Jesuitenordens auf dem Sprachgebiet reiht sich diesen verdienten Männern in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der schon oben genannte Ignaz Weitenauer an. Seine umfassende Kenntnis orientalischer und europäischer Sprachen stellte er in den Dienst seines Lehrfaches, der Schriftklärung, und darin genießt er bis jetzt einiges Ansehen. Selbstverständlich mussten die gelehrten vielbändigen Werke lateinisch geschrieben sein, so verlangte es der damalige Brauch. Nur ein kleines grammatisches Schriftchen hat der sprachenbegabte Mann deutsch abgefaßt, worin er seine „Zweifel von der deutschen Sprache“ mit Geist und Witz vorträgt und zu lösen versucht. Das Büchlein, samt einem angehängten „orthographischen Lexikon“,zeugt von einer so fern- gesunden und hohen Auffassung der deutschen Sprache, daß es stets mit Nutzen gelesen werden kann. Überhaupt wird die eingehende Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge, die nunmehr in gründlicher Bearbeitung steht, das unselige Vorurteil, als seien die alten Jesuiten mit ihren vielen Lateinschulen Verderber und Schädiger der Muttersprache gewesen, wissenschaftlich und überzeugungsvoll ein für allemal ausräumen. Daß von dem toten Latein unserer humanistischen Schulen dem deutschen Sprachgeist keinerlei Gefahr drohen kann, sollten doch, meine ich, unsere deutschen Klassiker endgültig beweisen; sie alle waren altklassisch fein gebildet und sind gerade deshalb das geworden, was sie uns sind und bleiben werden: Klassiker. Auf diesem harmlosen Gebiete, woraus dem Deutschen für die Satzfügungen mehr Förderung als Beeinträchtigung erwuchs, oder gar im Latein der katholischen Kirchensprache Feindschaft gegen das Deut- schum wittern zu wollen, wäre der blindste Eifer und wissenschaftlich nicht zu rechtfertigen.

Noch ein zweites Mal hat der französische Einfluß schwer schädigend auf das allgemeine deutsche Sprachbewußtsein eingewirkt: letztes Jahr wurde die Jahrhundertfeier der äußeren Befreiung vom fremden Joch begeistert begangen. 1814 hat Schenkendorf sein Lied an die „Muttersprache“ gedichtet mit der un- übertrroffen schönen Strophe:

„Sprache, schön und wunderbar,
Ach, wie Klingest du so klar!
Will mich tiefer noch vertiefen
In den Reichtum, in die Pracht.
Ist mir's doch, als ob mich riesen
Bäter aus des Grabs Nacht.“

Das ist die Stimmung, in der wir an der inneren Überwindung alles Fremdartigen selbstbewußt zum Besten unserer mit Recht so hoch gepriesenen deutschen Kultur, besonders in diesen ernsten Tagen, mit zuversichtlicher Hoffnung auf einen vollständigen Sieg rüstig weiter arbeiten müssen. Dann wird der Erfolg bleibend werden, wenn uns nicht bloß ein vorübergehendes Gefühl der Entrüstung gegen unsere Feinde als letzter Grund zu unserem Sprach-Feldzug treibt, sondern treue Liebe und Begeisterung für unsere Muttersprache als die unverfälschte

Künderin unserer Kultur. Es muß grundsätzliche Überzeugung sein und bleiben, was Goethe als Wahrspruch geprägt hat: „Für eine Nation ist nur das gut, was aus ihrem eigenen Kern und ihrem eigenen allgemeinen Bedürfnis hervorgegangen, ohne Nachäffung eines andern. Alle Versuche, irgend eine ausländische Neuerung einzuführen, wozu das Bedürfnis nicht im tiefen Kern des eigenen Volkes wurzelt, sind daher töricht und ohne Erfolg; denn sie sind ohne Gott, der sich von solchen Pfuschkereien zurückhält.“

Heinrich Leuthold hat in einer Ode aus dem Jahre 1872, mit Anspielung auf das neu gegründete Deutsche Reich, hingerissen von seiner Begeisterung fürs Deutsche, ein Wort gesprochen, das heute wie frisch geprägt klingt und deshalb als kürzester Ausdruck für den Kulturwert der Sprachreinigung diese Ausführungen, die aus jahrelangen Beobachtungen zusammengestellt wurden, schließen soll:

„Wenn die Zeit auch nicht an des deutschen Volkes
Weltberuf mit ehrenem Finger mahnte,
Eine solche Sprache allein genügte,
Ihn zu verkünden.“

N. Scheid S. J.